In der Sechsten Straße komm' ich in Nähe einer Kirche. Es ist inzwischen Nacht geworden. Eine einsame Gegend. Mit Hilfe des fremden Mantels richt' ich mir eine Bank als Bett her und denke so im Einschlafen über mein Lumpenleben nach, denk an meine Mutter, deren Hoffnung ich gewesen war, ää . . . . umkehren will ich, ein neues Leben anfangen . . der erste Schritt ist der schwerste; dann wird es schon wieder gehen.

Und siehe da, wie am Morgen die Sperlinge auf dem Kirchendach zu lärmen beginnen, rüttelt mich ein Polizist wach, just an jenem Morgen, an dem ich den Weg ins neue Leben finden will! ‚Was machst Du denn hier?' fragt mich der Policemann.

‚Ich erwache.'

‚Deine Papiere?'

‚Ich habe keine.'

‚Dein Beruf?'

‚Beruf is nich!'

‚Da komm doch mal mit . . .'

Drei Monate Gefängnis! lautet das Urteil des Schnellrichters am nächsten Tage. Drei Monate gesicherte Existenz — o ja; aber voll schwerer Gedanken. Und heute bin ich wieder landklar, lebensklar, Herr . . . Was sagen Sie? Nun meinetwegen, machen Sie eine Geschichte daraus!"

—⊡—

Enge

Skizze

von E. Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Vater kleidet sich an. Mutter verpackt den Mundvorrat. Die Brüder sind zum Schwimmen gegangen. Die Schwester ist mit einem jungen Mann vorausgefahren. Lix ordnet die Locken vor dem Spiegel. Wozu macht sie sich hübsch? Ihr Kleid wird in der Straßenbahn auch noch beschädigt werden! Immer ist alles schlecht und unbequem. Jedes Mitglied der Familie verdient, trotzdem langt es an allen Ecken und Enden nicht. Sie braucht bloß den Blick durch die Wohnung schweifen zu lassen. Drei kleine Zimmer sind es in einem häßlichen, alten Hause.

Sorgfältig versperrt der Vater die Tür der Wohnung, als bürge diese Schütze. In Staub und Hitze geht es zur Straßenbahn. Man könnte sich immerhin ein Auto gönnen. Aber die Eltern sind schon so. Im Gedränge wird ihr fast das leichte Kleid von den Schultern gerissen. Von fern tönen tief und schwer die Sonntagsglocken. Lix vertrotzt sich in Melancholie. Hinter den endlosen Straßenzügen taucht das grüngoldene Leuchten von Baumgruppen auf. Man ist am Ziel. Vater hängt sich den Rock über die Achsel und schreitet aus, als ginge er nicht auch hier wie auf Straßenpflaster. Lix macht kleine, Zappelschritte. Aeste streifen zart über sie hin. Blumen blühen, aber Lix ist zu mißgestimmt, um sie zu pflücken. Im Park trifft man die Schwester mit dem jungen Mann. Vater bestellt Bier. Mutter packt das Mitgebrachte aus und reicht es unterm Tischtand von Hand zu Hand. Musik rasselt da und dort, von überall. Eine Tanzdiele ist im Freien. Den jungen Mädchen werden Papierstreifen in die Hand gedrückt. Wer von ihnen die meisten zählt, wird zur Schönheitskönigin eines Sommernachtmittages. Die ersten, spärlichen Zettel läßt Lix achtlos aus den Fingern gleiten. Als ihr aber immer neue zugesteckt werden, von Kindern, von behäbigen alten Herren, von jungen Leuten, die ihr dreist unter den großen Hut schauen, häuft sie die Streifen zwischen den Biergläsern auf dem Tisch. Der Vater zählt, und die Mutter betrachtet jeden böse, der vorübergeht. Lix dankt für die abgegebenen Stimmen mit einem Lächeln. Ist sie wirklich hübsch, sehr hübsch? Mag sein, daß es ein Sprung in ein neues Leben ist. Nicht mehr in einer engen Wohnung oder mit nur einem hübschen Kleid. Sie blickt flüchtig auf den schüchternen Begleiter ihrer Schwester. Für sie müßte es schon ein Kavalier sein. Einer, der sie im Auto in die große Welt fährt.

Die Zettel werden eingesammelt. Nun ist es kein Spaß mehr, denn sie wird eingeladen, sich auf das Podium zu begeben. Ihr blaßlila Kleid bauscht sich dort oben wie ein Fliederbusch. Aller Augen sind auf sie gerichtet. Sie ist die Schönheitskönigin! Brausende Rufe. Blumen werden ihr zugeworfen. Sie gerät in das Kreuzfeuer von Kameras, ist froh, sich an den Tisch der Eltern zu retten. Ein Uhrarmband hat sie erhalten, fast genau so, wie sie es schon besitzt. Wenn ihr Namen in den Zeitungen steht, ist ihr Chef imstande, sie zu entlassen. In der Nähe besehen kommt ihr das Abenteuer nicht mehr so lockend vor. Vater weiß nicht, ob er zürnen soll. Mutter ist ungeteilt stolz. Die Schwester blickt neidisch.

In der Straßenbahn wird Lix von ihrer Gesellschaft abgedrängt. Dunst von Schweiß, Tabak und welkenden Blumen umhüllt sie. Der Schaffner verabfolgt die Fahrkarten. Das fehlt noch — sie hat kein Geld bei sich! Ein junger Mann hilft ihr aus.

„Sind Sie nicht die Schönheitskönigin?"

„Ja, aber es ist ein blöder Scherz."

„Kann mir vorstellen, daß es einem flau zu Mute ist — kein gesunder Gedanke hinter solch einer Schaustellung. Vergessen Sie's bald!"

„Ja, da will ich", entgegnet sie mit einer Mischung von Hilflosigkeit und Ueberlegenheit. „Warum besuchen Sie auch ein derartiges Fest?"

„Ich mußte, bin von meiner Zeitung geschickt. Aber nächsten Sonntag bin ich in den Bergen. Es ist, als hätte er in all der Eingeengtheit den Geschmack eines kräftigen, herben Lufthauches auf den Lippen.

„Meinen Sie klettern? Hoch hinauf? Ich kriegte Schwindel."

„Das stellt man sich in der Niederung bloß vor. Und daß man sich manchmal beinahe grault, ist das schönste daran."

„Den Mut hätt' ich nicht."

„Versuchen Sie's!"

Am nächsten Sonntag hat sie einen jungen Mann, einen guten, rechtschaffenen Kameraden, wie sie bisher keinen mochte. Als sie abends heimkehrt, ist ihr Hut verborgen von den vielen Blümchen, die sie daran gesteckt hat, und ihr Gesicht darunter braungebrannt. „Wie kann man denn nur", meint die Mutter, „Dein Teint! Wie eine Zigeunerin schaust Du aus."

„Es war — wie soll ich's beschreiben! Weißt Du, als ob man zum erstenmal genug Luft hätte. In unsern kleinen Zimmern glaube ich mehr denn je zu ersticken."

„Gefällt Dir der junge Mensch? Man weiß doch nichts von ihm."

„Ich weiß, daß er furchtbar nett ist. Mir genügt's."

Als es Herbst geworden, sagt Lix zur Mutter: „Jetzt hat er seinen Urlaub. Er sitzt in das Dachsteingebiet und will mich mitnehmen."

Die Töchter haben der Frau, soweit es angeht, moderne Anschauungen beigebracht, so entgegnet sie arglos: „Ich möchte Dir abraten. Selbstverständlich vertraue ich Dir, aber . . ."

Nun ruft Lix, und ihre Worte jauchzen: „Ich würde mir gar nicht vertrauen. Darum gehen wir schon lieber mit Ring und Segen."

„Meinst Du — eine Heirat?"

Lix Antlitz brennt. „Wir haben es schon ausgemacht. Ich behalte meinen Posten, dann geht uns nichts ab. Sprünge werden wir anfangs keine machen. Zwei nette kleine Zimmer hat er gefunden, nicht weit, das Haus ist nicht gerade prächtig, aber sie sind billig . . ."

„Zwei kleine Zimmer", gibt die Mutter zärtlich zurück. Und seit langem strömt es wieder voll und ungehemmt aus ihr, diese Liebe, die man heutzutage den Kindern scheu verbergen muß. Sie schließt die Tochter in die Arme . . .

—⊡—

Der Boy, der eine Tänzerin liebte

Skizze von Walter G. Persich.

Die malvenfarbene Livree des Garderobenboys erschien pünktlich neun Uhr zwölf auf dem großen Requisitenkoffer am Eingang der Künstlergarderobe, im Ballhaus „Europa". Das Ballett schoß blaugemalte Glutblicke zu ihm empor. Er aber verschwendete nicht einen Blick auf diese „kleinen Mädchen", er nahm ihre Launen und Albernheiten zur Kenntnis, ihren Haß und ihre Affektationen, die im alltäglichen Leben ohne Schminke und Rotstift immer ein wenig bemitleidenswert lächerlich wirken. Und darum reifte manche niedliche Tänzerin am Ende des Monats nach dem Gagenempfang mit gebrochenem Herzen ihrer nächsten großen Liebe entgegen.

So dämmerte Alfred Kasa dahin, hoch über Soffitten und inmitten einer fast pausenlosen Ferne hämmernder Rhythmen, hörte die Beifallssalven, thronte zwischen ewiger Unrast nie ein Gott im kleinen — und rauchte auch zuweilen von jenen Zigaretten, die seine Anbeterinnen ihm schenkten. Es schien zwar, als lebe er immer ein wenig übermüdet durch den Tag oder vielmehr durch die Nacht, doch wenn man Gedanken hätte lesen können, würde man das Bild der buntesten und kühnsten Träume in Alfreds Herzen gefunden haben. Natürlich wußte er noch nicht, daß im Mindestfalle neunhundertneunundneunzig von tausend schönen Träumen eben Träume bleiben und der letzte, bescheidenste, der vielleicht von einer fast unverständlichen Augenblicksiaune des Schicksals einmal erfüllt werden wird, in der Erfüllung sein bißchen Schönheit einbüßt — er träumte davon, ein reicher Mann zu werden. Seine Korrektheit entsprach also seinen Grundsätzen und würde sich, so meinte er, praktisch bewähren.

Am Ersten eines jeden Monats wechselte das Programm. Dieser Tag war der einzige neben dem Ultimo, an welchem der Garderobenboy Alfred Kasa merkte, daß er nicht zur Zierde der sonst recht kühlen Künstlergarderobe gehalten wurde, sondern auch noch zum Koffertragen.

Die Zeitungen und Plakate verkündeten für diesen Ersten das Gastspiel der weltbekannten Tänzerin Anja de Veris, einer Frau, die wirklich schön und gewohnt war, unerhörte Triumphe zu feiern. Dem Zug aus Budapest, an den man Alfred Kasa gesandt hatte, entstieg neben einer schlanken Frau mit seltsam braungetönten Augen noch ein großer Herr im Reisemantel. Alfred fühlte es wie ein Weh unter dem Blick der fremden Frau, und wie ein Jubeln auch, und dann wieder war es Stille und Nichts, auf das er in sich horchte. Der Garderobenboy dachte trotz ausreichender Kenntnis von Romanen nicht an Liebe; er erlebte, daß die Stimme einer Frau eine neue Welt erschließen kann, und Gang und Gebärde berauschten ihn.

Man staunte in der Garderobe: Alfred Kasa sprang bei einem Ruf der Tänzerin wie elektrisiert und träumte noch versunkener auf seinem Koffer. In der fünften Nacht raste das Ballhaus wie im Taumel — eng schmiegten sich die Paare aneinander, die Kapelle tobte krasse Tonierungen, Lichtkegel überschütteten die Lebensfreude, und Mädchen warfen Blumen auf Abenteuer ersehnende Herren. — Minutenstille. Auftakt und Aufgrellen der Reflektoren: Anja de Veris tanzte, tanzte allein — niemand wußte, wo der Partner geblieben war. Man spürte die Unsicherheit in ihrer Linienführung, noch die Erregungen eines vorhin in der Garderobe geführten Streites, nach dem mit rotem Kopf der Herr davon stürzte — und der erste Tanz fand kaum Beifall. Nervös eilte die Künstlerin in die Garderobe — die „Humoreske" von Moskowski, ihre schwierigste Piece, sollte folgen, und sie zitterte, abermals ohne ihren Begleiter die Bühne zu betreten . . An der Garderobentür durchfuhr sie ein freudiges Erschrecken, sie sah das seidene Kostüm des Pierrots schimmern, der Rücken eines Mannes zeichnete sich gegen den Toilettentisch — aber ihr wandte sich das Gesicht eines Knaben zu: „Ich kenne jeden Schritt, bitte, bitte, lassen Sie mich mit Ihnen tanzen!" — „Und das Lampenfieber?" — „Ich sehe nur Sie!"

Die zärtliche Melodie umspann beide, sie glitten im Fliehen und Suchen hindurch. Der schwarze Saal hielt den Atem an . . . letzte Takte und — „Bravo" brachen über ihnen zusammen, wie das Haus es noch nicht erlebte.

Niemand hatte den Tausch der Partner bemerkt; die Tänzerin strich dem jungen Alfred das Haar aus der Stirn: „Du bist ein gutes Kerlchen. Aber Dir wäre besser geholfen, hättest Du weniger Mut!"

„Habe ich nicht Ihnen gedient?"

„Nicht nur das, für einen Abend hast Du meinen Erfolg gerettet, aber . . ."

Tausend wilde Hoffnungen trug der Garderobenboy in sein kaltes Zimmer, tausend Bilder umwebten ihn. Am nächsten Abend erschien er ohne Uniform, hockte neben der Tür zur Zelle der Tänzerin und wartete, ohne eine Antwort auf unzählige Fragen zu geben. Von der Treppe hörte er zwei Stimmen, lauschte wurde fahl. — Er konnte noch hinter einen Vorhang treten; ungesehen selbst, ließ er Anja de Veris und ihren Partner in lachender Unterhaltung vorüber. Abgerissen fielen wenige Worte: „Pscht, laß den kleinen Kerl nichts merken — er ist sterblich in mich verliebt. Hoffentlich macht er keine Szene."

Der Boy machte keine Szene. Er ging am Portier vorüber, der vor Erstaunen vergaß, etwas zu fragen, und weit durch Straßen, helle und dunkle, rauschende unter Licht und Strohlen und ärmliche, übelriechende und gefahrvolle. Es war wie ein brennender Hunger und Durst — es war soviel in ihm, daß es ihn zerriß. Er wankte langsam, und dann lief er fast wie ein Gehetzter, wie ein vor sich selbst Fliehender. Vorn öffnete sich die Hauptstraße, häßlich und falsch biß sich das Licht in seine Augen, schnell bog er ein — Stoß, Grelle, dumpf fiel er und spürte die Welt als ein Rotes, inmitten die zierliche Gestalt mit den braungelben Augen — ein brausender Akkord . . . .

Man lieferte den Ueberfahrenen so rechtzeitig in das Krankenhaus ein, daß die Beine noch amputiert werden konnten. Die kleine Lebensrente reicht nicht für das teure Leben, das einer bewunderten Frau so billig ist — und nun verkauft Alfred Kasa, fünfundzwanzigjährig, mit verfallenem Gesicht nachts vor dem Ballhause Postkarten und Streichhölzer und rollt in seinem Stuhl durch die Nächte der Metropole heimwärts in das Viertel der Armen, der vom Leben Geschlagenen . . .

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sanke, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38 Samstag, 26. September 1931 98. Jahrgang

Tausend Sonnen

Skizze von Alfred Petto.

Nach Jahren suche ich wieder das alte Pensionärstübchen auf. Mit seiner von Paradiesvögeln, Lotosblumen und Pagodenbunt bemalten Tapete, den knabenhaft schüchternen Zeichnungen, die heute noch an den Wänden hängen, seinem Plunder, seinen schiefen Wänden und der Dachluke, hat es mir einmal die Welt bedeutet, etwas, was später in dem Gebrause der brutalen, einsamkeitarmen Zeit untergegangen ist.

Ich steige die Treppen hinauf. Vierundsiebzig quietschende, verärgerte Holzstufen. Fast bis unters Dach. Ich komme außer Atem dabei. Ich klingle, während mir das Herz ein wenig rascher schlägt. Drinnen bellt ein Hund. Nun, der war zu meiner Zeit noch nicht da. Aber die Frau, die mir jetzt öffnet, die Hände vor Verwunderung zusammenschlägt, diese dicke, häßliche, schielende Frau Lieserbeck mit der hellen Stimme, mit der sie, ach wie oft, „Ich ging durch einen grasgrünen Wald . . ." sang, während ich sphärische Trigonometrie büffelte.

Ich trete ein. Jaja, diesen Geruch von schlechtem Fußbodenöl und dunstiger Wäsche, der mir entgegenquillt, kenne ich noch. Und da ist denn das Zimmerchen, das ist es leibhaftig. Mein Diogenesfaß, wie ich es nannte. Ich schließe auf, öffne die Tür; ich weiß nicht, ob mich die anderen verstehen werden, die jetzt im Geiste mit mir über diese Schwelle treten. Vielleicht ein paar verwandte, gleichklingende Seelen, das ist genug.

Da also ist die liebe Bude. Da steht der Tisch, der eichene, blankgescheuerte Küchenstuhl, die grüne Truhe, das Bücherbord, die Lampe, die Bücherkiste, die schiefe Wand, deren Kalk schon abbröckelt, darunter der Herd, den jetzt eine Tischdecke, verhüllt, daneben das Bett, dieses morsche, launige, kluge, reizende Bett, das tausend und tausend Nächte lang meinen Körper barg, auf dem wir oft in Kleidern lungerten und Zigaretten rauchten. Darüber endlich die Dachluke, die zersprungene Scheibe, durch die es an Regentagen stetig auf den Ofen tropfte, die blätternde Verkittung, die feuchten Flecken, der eiserne Griff.

Durch diese Dachluke zog einmal Unendlichkeitsahnen ein.

Die Frau läßt mich allein. Ihr schrilles Lachen zerplatzt wie dünnes Glas. Der Hund bellt eine Weile wie toll. Wir kennen uns eben nicht. Nun sitze ich da, allein. Diese Luft schmeckt nach Staub, Heu, trockenem Holz, Mottenpulver. Eine kleine Bitterkeit ist darin. Sie atmet sich unsagbar schwer; diese Luft ist voll Erinnerung, voll — — — ich kann es nicht ausdrücken, was. Wieviele Stunden des Alleinseins, der fruchtbaren Einsamkeit. Fruchtbar, weil das Leben und sein Sinn so überreich aus ihr strömten. Stunden der Träumerei, der Sammlung, der Hingebung und Verachtung, da man, abgerückt von sich selbst, fast seinen eigenen Atem spürte, sich selber fühlte, hörte, tastete. Stunden des angestrengten Lernens und der knabenhaft verwegenen, buntschillernden, unerfüllbaren Wünsche, der Melancholie, des Weltschmerzes, des platten Epigonentums.

Wir waren siebzehn, achtzehn Jahre alt, saßen in der Sekunda oder Prima. In uns brach eine Welt aus ihren Schalen, in uns brodelte, wogte, gärte all der Schmerz eines jungen Menschen, der zwischen Mann und Knabe steht. Unsere Gesichter waren ephebenhaft grob, ausdruckslos, fein behaart. Unsere Hände breit, unbeholfen und von gesunder, rosiger Durchblutung. Und unsere Stimmen klangen scherbig. Ich glaube, jeder hat ein Mansardenstübchen in seinem Leben wie der Schmetterling die Puppe abgestreift, in dem vollbeschriebene Papiere und die Torsos von Plato, Schopenhauer, Lenau und Hölderlin stehen.

Wir waren vier; der Jüngste von uns betrieb in seinen Mußestunden Naturwissenschaft und Astronomie. Hauptsächlich Astronomie. Wir nannten ihn Fink. Ein anderer war vom Schlage Stefan Georges, eine Natur für unsere romantisch-sentimentale Anschauung, so unbeschreiblich sakral, seherisch, gotisch und kalt. Wir fürchteten irgendwie diese Ueberreife. Der dritte betrieb heimlich Musik. Er komponierte an einer Ouvertüre zu Tasso. Er war eine reine, kindliche, mitunter eigenwillige Natur, deren Toleranz zu Anbetung und kitschiger Empfindsamkeit wurde. Der vierte war ich. Wir vier bevölkerten die kleine Bude. Während ich der ständige Insasse war, kamen die anderen drei nur als Gäste zu mir. Schon um vier Uhr, bis spät in die Nacht.

Wir waren einmal zusammen, im Winter. Die Stube kalt, das Feuer am Verkohlen. Der einzige Stuhl im Zimmer war schon besetzt, der Musiker saß auf der Bücherkiste, ich hatte mich auf den Ofen gesetzt, während Fink mit den Kleidern auf dem Bette lag. Lang, faul, mit großen Augen, die durch die Dachluke über ihm auf das Stückchen Himmel blickten das rostigrot und kristallisch hart, wie oft an klaren Winterabenden, hereinschaute. Wir sprachen und sprachen, von irgendwas. Die Nacht kam schnell, mit ungewöhnlich hellen Sternen. Die tiefliegenden Augen des Georgeaners sahen nach innen. Dieser zurückgelegte Kopf, diese schmalen weißen Hände, die sich auf die Stuhllehnte aufstützten, hatten etwas Hinhorchendes. Fink, der auf dem Bette lag, hing mit runden Augen an diesem Nachthimmelstück, an diesen unzähligen Sternen.

„Du!" sagte er plötzlich und blieb unverändert liegen. „Dieser Stern hat Tausende von Sonnen, Tausende . . ."

Wir waren mit einem Satz bei ihm auf dem Bett. Die Federn stöhnten, schrillten laut unter dieser vierfachen Last.

„Welcher?" fragte einer. Wir drückten uns einander, steckten die Köpfe zusammen. Acht Augen gingen durch dieses blinde Fenster. Fink kaute an einem Faden. „Es ist einerlei," sagte er, „jeder dieser Sterne hat einen Kranz von tausend Sonnen, oder wieviel . . ."

Das war unendlich, ungeheuerlich, gigantisch. Wir verstummten, hörten einander atmen, schwer, unruhig, ängstlich. Diese Sterne hatten ein zitterndes Feuer. Und jeder tausend Sonnen . .

„Jeder, sagst du?"

„Ja!" Das war abgrundtief, unheimlich, was da schwarz, wesenslos, schicksalhaft hinter diesen Sternen war, Weltall, Gott, Unendlichkeit. Soviel, zuviel, unbegreiflich. Fink legte sich wieder auf das rote, unterzogene Kissen zurück und kaute weiter. Dann drückte er uns aus dem Bett, man sah darauf nur noch das Weiß seiner Augen im Dunkeln. Diese Augen bewegten sich nicht. Und es klang wie Ironie, Angst, Leugnen vor einer Gewalt, als er nach einer Weile sagte: „Ja — ja!"

Diese kalten Ewigkeitssterne waren plötzlich in diesem engen Stübchen, standen vor uns, tausend Sonnen umgeben sie. Doch wir verstanden das nicht und trennten uns einsilbig. Und morgens der Mathematiklehrer . . .

Aber, wie gesagt, das ist später alles im Lärmen untergegangen. Was tue ich eigentlich mit diesen sauberen Kleidern, Manschetten, mit Hut und Schirm hier in diesem Stübchen? Ich sitze zum Beispiel nicht einmal ganz auf dem Stuhl, nur vorne, ganz vorne, aus Angst vor Beschmutzung. Wenn ich offen bin, wenn ich mir nicht künstlich eine süßliche Stimmung der Erinnerungseligkeit heraufbeschwöre, so habe ich eine gewisse Abneigung gegen diese Mansarde. Jahre liegen dazwischen, ein Schutthaufen von anderen Dingen und Begebenheiten.

Dieses Stübchen ist nur mehr eine Episode, die unter den harten Händen der Vernunft zerbricht, die aber in irgend einer dunkeln Ecke der Erinnerung unverrückbar haften bleibt . .

—⊡—

Der Schwed' ist da!

Historische Skizze von A. Steininger.

Das kleine Bauerngärtel liegt voll Duft und Sonne. Doch die schönste Blume darin ist die Ursel mit ihrem flachsblonden Haar und dem Kornblumenblau ihrer Augen.

Was beschattet sie mit der Hand die Stirn? Lugt sie nach einem Freiersmann aus? Ein Reiter hält am Waldrand. Wie eitel Silber glänzt der Küraß in der Sonne, und die rotseidene Feldbinde leuchtet weithin. Sankt Georg könnte nicht schöner sein.

Kommt da nicht auch der Hüterbub über die Halde gelaufen? Stolpert, fällt, rappelt sich wieder auf. Ganz außer Atem ruft er ihr zu: „Der Schwed' ist da!"

„Dummer Bub! Das ist der Schwed' nicht", will sie sagen, doch da sieht sie auch schon, wie sich hinter dem Reiter schwarze Eisenhüte aus dem Walde schieben und braune Lederkoller mit schweren Arkebusen auf den Achseln.

Da rennt auch sie, so schnell ihre Füße sie tragen, ins Haus . . .

Sie haben ein hänfen Seil um des Bauern Kopf gelegt und reiteln es mit einem Prügel zusammen. Einer in zerschrottener Sturmhaube stellt sich vor ihn hin. „Wo hast Dein Silbergeld, Bauer?"

„Hab' kein Silbergeld."

„Zum Donner! Kein Silbergeld? Alsdann lauter Goldfüchse? Fester zu!"

„Barmherziger Himmel! Auch keine Goldfüchse", stöhnt der Bauer und fährt mit beiden Händen in die Höhe, die ungute Fessel abzustreifen.

„Fester zu!" kommandiert der in der Sturmhaube.

Blutstropfen rieseln über die Stirn des Bauern, rinnen über die knochigen Wangen und verfangen sich im schütteren Bart. Um die Mundwinkel des Gemarterten zuckt es.

„Ach Herre! Erbarmen! Der Tilly hat alles genommen. Kann Euch das Loch weisen im Krautacker, wo es vergraben war."

„Heh! Das leere Loch? Und kein Geld! Dann verreck', Du Bauernschwein!" Mit dem Degen zieht ihm der Schwede eins über den Schädel, daß er tot hintübersinkt.

In ihrem Versteck hinter dem Bretterverschlag der Bodenstiege hat Ursel alles mitangehört. Die Faust preßt sie vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Sie haben einem Fässel Zwetschenschnaps den Boden eingeschlagen und saufen mit den Zinnbechern daraus, bis sie toll und voll sind. Einer mit pockennarbigem Gesicht sitzt hoch oben auf dem Backofen und bearbeitet den Dudelsack. Ein paar andere haben sich in rote Weiberkittel vermummt. Der Stubenboden ächzt und stöhnt unter ihrem tölpischen Tanz. Es geht zu wie auf einer Kirmes.

Nur der Junker sitzt unzufrieden hinter dem schweren Eichentisch, Potmarterelement! Nichts als Bauernschinden! Er hat einmal von anderen Heldentaten getränmt.

„Heda, heraus da!" Der Ruf reißt ihn aus seinen Gedanken. Einer der Betrunkenen hat den Bretterverschlag zertrümmert und dahinter die Bauernmagd entdeckt. Mit großem Hallo zerren sie die Widerstrebende hervor und wirbeln sie im Takt der aufquiekenden Sackpfeife durch die Stube. Ein willenloser Spielball fliegt sie von einem Arm in den andern. Das Leibchen reißen sie ihr halb von der Brust.

„Maria hilf!" stöhnt sie auf und schlägt die Hände vor das Gesicht.

Ihre Bedrängnis sehen und auffspringen ist für den Junker eins. „Hand weg, Kerls! Die Dirne ist mein Part!" schreit er in den Lärm.

Doch die Musketiere wollen ihn nicht hören. Er aber reißt das Faustrohr aus der Sattelkatche, die vor ihm auf dem Tisch liegt. „Kreuzhaberpestilenz! Wollt Ihr Eurem Offizier gehorsamen oder nit?"

Da drücken sich die Kerle murrend zur Seite. Mit zu Boden geschlagenen Augen steht die Jungfer in der Mitte der Stube. Ihr Atem geht schwer vom erzwungenen Tanz. Der Junker kann die Augen nicht von ihr wenden. Doch da er merkt, wie seine Leute ihn erwartungsvoll angaffen, ärgert er sich über sich selbst.

„Geh in Deine Kammer!" befiehlt er unwirsch die Dirne.

Der Junker leert einen Becher nach dem ge-

deren. Den Teufel schert er sich sonst um die Weiber. Nun aber hat ihn wie ein Taumel das Verlangen nach dieser Bauernmagd erfaßt und macht ihn seltsam beglückt und unzufrieden zugleich. Wie töricht er ist! Warum geht er nicht zu ihr in die Kammer und zwingt sie in seine Arme, wie es Kriegsrecht ist? Mit zähem Entschluß steht er auf und steigt unsicheren Schritts die Bodenstiege hinan. Die Kammer ist verriegelt.

„Heda! Aufgemacht!" Nichts rührt sich. Zornig tritt er die Tür ein.

Mit einem Angstschrei hat sich Ursel in den äußersten Winkel geflüchtet.

„Warum sperrst Du Dich ein?" herrscht er sie an.

„. . . die Musketierer . . .!" stammelt sie verwirrt.

„So?" sagte er höhnisch. „Die Musketiere? Und vor mir hast Du keine Angst?"

Da blickt sie ihn mit hellen Augen vertrauensvoll an: „Nein, Herre! Ihr habt mir ja nur Gutes getan."

Heiser lacht er auf, so heiser, daß er selbst davor erschrickt. „Du . . ! Du sollst aber Angst vor mir haben!" stößt er erregt hervor und umfaßt sie wild. Seine Zähne verbeißen sich in ihre Lippen. Aufstöhnend läßt sie es einen Augenblick geschehen, dann wehrt sie erschreckt seiner anstürmenden Leidenschaft.

„Laßt mich!" bittet sie. „Um Eurer Mutter willen, laßt mich!"

Das Wort ernüchtert ihn. Einer alten Frau erinnert er sich, von der er vor vielen Monden Abschied genommen. Oh, wie lange ist das her! Unwillkürlich lockert sich der Griff seiner Hände. Da reißt sich Ursel los und flieht wie ein gehetztes Reh. —

Die Schweden bereiten den Abmarsch vor. Sie beladen die breiten Rücken der Bauernpferde mit erbeutetem Mundvorrat und zusammengeschlagenem Fensterblei zum Kugelgießen.

Nun stechen sie das Haus in Brand. Lichterloh schlagen die Flammen aus dem Strohdach.

Während der Junker die Mähne seines unruhig gewordenen Apfelschimmels tätschelt, denkt er an die Dirne, die nun aller Habe beraubt ist.

Was ist das? Jäh wiehert der Gaul auf. Klingt das nicht wie Hufgetrappel? Ein fremdartig-kroatisch Kommando durchschneidet die Luft. Da schreit auch schon der Junker seinen Keris zu, daß sie sich sputen sollen mit ihren Musketen. Er selbst aber reißt das Faustrohr aus der Halftertasche und prescht mit gezogenem Degen in die anreitenden Kaiserlichen. Stählerne Schlangen züngeln nach seinem Haupt. Noch parliert er sie. Sein Pistol feuert er ab, mitten in ein Gesicht mit langem, herabhängendem Schnurrbart. Dann aber beißen sich fünf krumme Kroatensäbel in seinen Körper, und leblos sinkt er auf die Mähne seines Pferdes . . .

Ein Hund heult jämmerlich in die Nacht, heult ohne Ende den Mond an, der wie eine große rote Scheibe über dem dunklen Walde steht. Weiße Rauchschwaden lagern noch über dem Wiesengrunde, aus dem ausgebranntes Gemäuer und verkohltes Dachgebälk zum nächtlichen Himmel starrt.

Zwischen den zertretenen Blumen des Gartens kniet Ursel und hält das Haupt eines Toten auf ihre Knie gebettet. Bleich fällt der Mondschein auf das trotzige Knabengesicht, dessen Mund noch halb zu einem Lächeln geöffnet ist.

Scheu beugt sich Ursel darüber und berührt mit zagem Kuß die erstarrten Lippen. Und dann netzen ihre Tränen ohne Ende das bleiche Antlitz . . .

Drei Autoren suchen ein Motiv

Eine Humoreske

von Franz Carl Endres.

Sie trafen sich jede Woche zweimal nachmittags in einem Kaffeehause, drei junge Leute, die aus verschiedenen Teilen des Reiches nach der Hauptstadt verschlagen waren, um sich hier im Herzen des Landes ihre schriftstellerischen Sporen zu verdienen. Das ging nicht so leicht.

Die drei jungen Leute lebten denn auch zumeist von den Einnahmen desjenigen unter ihnen, der gerade das Glück hatte, einen Beitrag loszuwerden. Diese Gemeinschaft durch aus schlechter Geldverhältnisse befestigte aber ihre Freundschaft. Paul, der jüngste unter ihnen, kam erregt an den kleinen Tisch, an dem die anderen schon warteten. „Habt Ihr gelesen, Kinder? Eine Chance!"

„Was wird das schon sein!" fragte Karl, der Senior, den schon 26 Jahre drückten.

Paul breitete ein Blatt Papier aus, und da lasen sie nun zu dritt ein Preisausschreiben für eine Kurzgeschichte, das eine Handelsfirma veranstaltete. Es waren die üblichen Bedingungen und recht hohe Preise, aber eine Bestimmung fiel besonders auf. Es hieß da: „Inhalt der Kurzgeschichte soll kleines Erlebnis schildern, bei dem unser Rasierhobel Marke Triumph eine entscheidende Rolle spielt."

„Heiliger Strohsack," rief Theo, der mittlere der drei Dichtergrößen, „das ist ja furchtbar."

„Aber tausend Mark erster Preis, mein Lieber", erwiderte der Senior. „Immerhin irgendwie interessant". Er sagte hundertmal am Tage „Immerhin irgendwie", so daß er schon den Spitznamen J. J. im Kreise der anderen besaß.

„Und was tun? Wie soll man den Rasierhobel literarisch einordnen?" fragte Paul. „Paßt er in eine Liebesgeschichte? Ha, vielleicht kann man der Geliebten mit Gewalt die Augenbrauen rasieren, das ist ja jetzt sehr modern . . wie Kinder? Laßt mir diesen Gedanken, stehlt ihn nicht!"

„Ja", murmelte J. J., „immerhin irgendwie muß doch aber in die Geschichte eine Spannung kommen."

„Natürlich, natürlich", antwortete Paul. „Man muß das empirisch herausbringen. Man muß sehen, was dabei herauskommt in der Praxis . . Lebt wohl, Kinder, ich habe eine Idee . . .", und Paul stürzte aus dem Kaffeehause, seine kleine Zeche dem Senior überlassend.

„Habt Ihr so was erlebt?" sagte er. „Ich glaube, unser Paulchen ist toll geworden. Was meint er nur mit der Praxis? Na, geben wir auch! Es wird uns schon was einfallen. Man muß eben ein Motiv suchen, in das ein Rasierhobel dynamisch-dramatisch oder psychologisch oder eben immerhin irgendwie hineinpaßt. Donnerwetter ja, da fällt mir was eins Du kennst doch meine kleine Mieze . . oh, der Gedanke ist glänzend. Leb wohl, Theo! Das muß genau überdacht werden."

Theo blieb allein zurück und zing in Gedanken vertieft auf der Straße. „Schauerlich, über einen Rasierhobel . . ausgerechnet über einen Rasierhobel, nicht mal über ein Rasiermesser, da könnte man doch einen herrlichen Selbstmordversuch schildern, aber der wäre kaum sehr propagandistisch für das Fabrikat . . . Hm, ich glaube, da dämmert etwas in meinem Hirn". Theo rannte einen dicken Herrn an, geriet zweimal nahezu unter ein Auto, stieg in die verkehrte Straßenbahnlinie ein, sprang wieder hinaus, stieß auf ein Messerschmiedegeschäft, in dem Rasierhobel ausgestellt waren, und erstarrte derart vor der Auslage, daß ein Polizist in ihm einen Verbrecher vermutete, der sich Möglichkeiten des Einbruchs überlegte. „Ach nein", sagte Theo und gab seine Papiere zur Einsicht, „ich arbeite an einer Idee . . so wird es gehen". Der Polizist betrachtete ihn sehr mißtrauisch und wies ihn dann von der Auslage weg.

Theo erreichte endlich seine Stube in einer Mietskaserne im Norden der Stadt und versank im Schreibtischstuhl. —

Auch Paul war nach Hause gegangen, das heißt: nach Hause gerast. Er wohnte bei einer Witwe, die ein sehr reizendes Töchterchen hatte, das seinerseits das literarische Modell für alle die entzückenden Frauen und Mädchenfiguren abgab, die in den Feuilletons und Novellen Pauls ihre hochbedeutsamen und die Literatur der Gegenwart belebenden Rollen spielten. Daß durch so ernste Tätigkeit mit Annemarie das Herz Pauls in Mitleidenschaft gezogen wurde, erscheint nicht besonders merkwürdig.

Paul traf Annemarie allein zu Hause an. „Kind, Liebling", rief er, Mantel und Hut auf einen Stuhl werfend und Annemarie in seine kraftvollen Arme schließend, „tausend Mark, weißt Du, was das ist? Großartig!"

„Hast Du tausend Mark verdient", fragten die schönen und zutraulichen Mädchenaugen, und ein sehr roter und gut geformter Mund sprach diese Frage aus.

„Ja, das heißt, ich werde sie verdienen. Es muß ein Versuch gemacht werden. Bitte, komm, Annemarie, in mein Zimmer . . . ja, beruhige Dich nur! Es ist nur ein Versuch. Na, aber Liebling, was hast Du denn dagegen . . so, nun bist Du lieb . . Hier an meinem Waschtisch, ja bitte!"

„Um Himmelswillen, Paul, bist Du irrsinnig geworden?" Die Augen Annemaries blickten ängstlich auf den geliebten Freund.

Paul sprang auf sie zu, den mit Seifenschaum gefüllten Pinsel zückend. „Sei vernünftig, Annemarie, es gilt einen Versuch, tausend Mark zu gewinnen. Laß mal Deine Augenbrauen sehen! Ja, sie passen nicht in Dein Gesicht. Halte ganz still . . so, das tut nicht weh, nicht wahr? Jetzt hast Du schönen Seifenschaum über den Augen. Halt, schrei doch nicht! Ich tu Dir ja nichts, ich mache Dich nur viel schöner . . . Nun das Messer!" Annemarie schrie wie am Spieße.

„Ich meine ja den Hobel", schrie nun auch Paul, „sie müssen runter. Die Wirkung . . es ist Temperament in der Geschichte."

Annemarie verstand von allem nichts, riß sich los und lief schreiend aus dem Zimmer, quer über den Flur in die Wohnung der Nachbarsleute. Da kam sie an mit dickem Seifenschaum über den Augen und in voller Verzweiflung.

„Unser Zimmerherr . . ." sie konnte kaum berichten, „unser Zimmerherr ist verrückt geworden. Er hat mich eingeseift und will mich jetzt schlachten." Die Nachbarin schrie auf. Furchtbare Erinnerungen an schauerliche Mordtaten, die man gelesen, tauchten im Bewußtsein der guten Alten auf. An das Ueberfallkommando telephonierten! Nach wenigen Minuten drangen Polizisten ein. Paul wurde gefesselt, abtransportiert, ein letzter Blick Annemaries . . .

Die nächsten Zusammenkünfte unserer Freunde fanden nicht statt. Erst nach Wochen trafen sie sich wieder.

Sie waren alle etwas niedergedrückt. Die tausend Mark hatte ein Außenseiter mit einer ganz sentimentalen Geschichte gewonnen.

„Na, Kinder", sagte der Senior, „immerhin sind wir irgendwie alle hereingefallen."

„Schauerlich", seufzte Paul. „Ich war vierzehn Tage im Irrenhause zur Beobachtung, und außerdem sind die Beziehungen zu Annemarie noch nicht in der ganzen früheren Zärtlichkeit wieder hergestellt". Dann erzählte er.

„Sehr blöd", lachte der Senior, „aber mir ist es nicht besser gegangen. Ich wollte die psychologische Wirkung eines unrasierten Menschen auf seine Freundin studieren. Und da habe ich mich sieben Tage lang nicht rasiert und bin dann in diesem Zustande mit meiner Mieze ausgegangen. Kinder, ich sage Euch, ich hatte gar keine Zeit, Studien zu machen. Wie sieht Du denn aus?" rief die Kleine. Ihr kennt sie ja, sie ist sehr energisch. „Wie ein alter Ziegenbock, und da soll ich mich mit Dir zeigen?" Wuppdich, weg war sie und . . das ist das Ueble, weg blieb sie. Sie hat jetzt einen anderen Freund." — „Nicht schade um sie", tröstete Theo. „Ich habe keine Studien gemacht. Nur eine ganz kleine, vor einem Ladenfenster, dann bin ich nach Hause gegangen und habe eine Novelle geschrieben, von einem verliebten Landstreicher, der einen Rasierhobel stiehlt, um dem Stubenmädchen, das er liebt, einen nicht kratzenden Kuß geben zu können. Es ist eine sehr sentimentale Sache gewesen."

„Na und?" fragten die Freunde.

„Ich habe sie einem Bekannten, der auch von dem Wettbewerb gehört hat, gar nicht schreiben kann, aber einen ganz lächerlichen literarischen Ehrgeiz hat, verkauft. Kinder . . es ist zum Schreien . . . für hundert Mark verkauft, und das Rindvieh liefert sie ein und verdient tausend Mark."

„Es ist immerhin irgendwie tragisch," sagte da der Senior.

Nur eine kleine Warze

Eine lustige Diebesgeschichte

von Kurt Miethke.

Nachts gegen drei Uhr schrillte eine Klingel durch das Haus. Der Antiquitätenhändler Kramm fuhr verwirrt aus dem Schlaf und sah aus dem Fenster auf die Straße. Unten stand ein Mann, der ihm leise zurief: „Lassen Sie mich ein! Sie können das große Geschäft Ihres Lebens machen."

„Kutschen Sie mir den Buckel herunter!" rief Kramm.

„Ich habe die herrlichste Elfenbeinplastik der Erde", sagte der Fremde.

Kramm keuchte: „Ich mache auf." Zwei Minuten später ließ er den nächtlichen Besucher ein, nicht ohne ihn mit dem Revolver in Schach zu halten. Kramm war Liebhaber von Elfenbeinplastiken, er streckte die Hand aus: „Was haben Sie für eine Elfenbeinplastik?"

„Eine indische Miniaturplastik, den tanzenden Gott Schiwa darstellend."

Zitternd vor Erregung nahm Kramm das in Papier gehüllte Päckchen entgegen und öffnete es. Er geriet in Begeisterung, als er das Kunstwerk im Schein der Schreibtischlampe betrachtete. „Wundervoll, wundervoll", murmelte er, „aber sagen Sie mal, warum haben Sie eigentlich eine schwarze Maske vorgebunden, guter Freund?"

„Weil ich nicht erkannt zu sein wünsche."

„Haha, sehr gut", erwiderte Kramm und sah den Fremden starr an. Sein scharfer Blick erkannte eine winzige Kleinigkeit: Neben dem rechten Auge des Fremden saß eine winzige kleine Warze, die durch die Maske nicht verdeckt wurde. „Was soll das Ding hier kosten?" fragte Kramm.

„Fünfhundert Mark."

„Fünfhundert!" schrie Kramm aufgeregt. Das „Ding" hatte mindestens einen Wert von zwanzigtausend Mark.

„Nun gut, vierhundert", sagte der nächtliche Besucher, der offenbar angenommen hatte, fünfhundert Mark sei zu hoch gefordert gewesen.

Kramm bezahlte grinsend dreihundert und ließ den Mann mit der Maske schmunzelnd auf die Straße. Dann schloß er die Ladentür und setzte sich verzückt an den Schreibtisch. Erst um sechs Uhr früh ging er ins Bett. Gegen zehn Uhr stand er auf und klingelte nach den Morgenzeitungen.

„Aha!" freute er sich, als er einen Blick auf die Schlagzeile getan hatte: „Riesiger Einbruch bei dem Kunstsammler Bareck! Berühmte indische Elfenbeinplastik geraubt! Wert dreißigtausend Mark!"

Der Artikel schilderte genau den Ort der Tat, die einzelnen geraubten Gegenstände, deren wertvollster der tanzende Schiwa war, sprach in beredten Worten über den Schmerz des Kunstsammlers Bareck, den auch die Tatsache nicht trösten könne, daß sein Besitz hoch versichert war. Kramm zog sich pfeifend an, rasierte sich säuberlich und bestellte sein Auto. Mit dem er zur Carola-Versicherungs-Gesellschaft fuhr. Er bat um eine Unterredung mit dem Direktor. „Angenommen, Herr Direktor", sagte er, „Sie hätten eine Versicherungssumme von zehntausend Mark zu zahlen. Nun kommt jemand und sagt: ‚Das Geld können Sie sparen.' Wieviel Belohnung würden Sie dem Mann geben?"

„Ich verstehe nicht recht."

„Sie verstehen sehr gut. Wenn der jemand Ihnen nachweist, daß Sie die Summe nicht zu zahlen brauchen, was geben Sie ihm?"

„Fünfzehn Prozent."

„Na, sehen Sie! Und wenn der Wert zwanzigtausend Mark beträgt? Dasselbe, nicht wahr? Und wenn die gestohlene Sache dreißigtausend wert ist?"

Der Direktor sprang auf: „Wissen Sie etwas von dem gestohlenen Schiwa?"

„Wer weiß! Wollen Sie bitte einen Scheck über viertausendfünfhundert Mark ausschreiben? Und versprechen Sie, zu schweigen?"

„Wieso?"

„Schreiben Sie, Herr Direktor! Schreiben Sie! Und schweigen Sie!"

Der Direktor schrieb und schob Kramm den Scheck zu. Der griff in seine Manteltasche und stellte den tanzenden Schiwa auf den Schreibtisch. Der Direktor packte ihn erregt mit beiden Händen. „Wir sind Ihnen zu größtem Dank verpflichtet, Herr Kramm."

„Macht bitte fast gar nichts," erwiderte Kramm und steckte den Scheck in seine linke Brusttasche. „Guten Morgen!"

Kramm bestieg sein Auto und ließ sich zu dem Kunstsammler Bareck fahren. „Morgen, Herr Bareck. Mein Beileid zu dem schmerzlichen Verlust, der Sie betroffen hat."

„Ja, ist es nicht entsetzlich, Herr Kramm? Meine geliebte Elfenbeinplastik!"

„Seien Sie unbesorgt, Sie bekommen sie wieder."

„Wie? Was? Wieso?"

„Diese Nacht war ein Dieb bei mir, der sie mir verkaufte. Ich mußte fünftausend Mark dafür zahlen. Ich zahlte jedoch gern, da ich ja wußte, daß Sie mir das Geld unbedingt wieder geben würden. Der Dieb hatte eine schwarze Maske auf. Ja. Leider saß die Maske nicht ganz fest. Die Augenschlitze ließen ein wenig vom Gesicht sehen. Der Dieb hatte eine kleine Warze neben dem Auge, oben an der Nasenwurzel. Und zwar eigentümlicherweise genau an derselben Stelle, an der Sie auch Ihre kleine Warze haben, Herr Bareck . . ."

Bareck kürschte heiser: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Oh?" fragte Kramm unschuldig. „Ich habe doch keine Silbe von Versicherungsbetrug gesagt. Oder haben Sie was gehört? Aber meine Zeit drängt. Wollen Sie mir bitte den Scheck über fünftausend Mark ausschreiben, lieber Herr Bareck?"

Wütend schrieb Bareck. Gelassen nahm Kramm den Scheck und steckte ihn zu dem ersten in die linke Brusttasche. „Der Schiwa wird Ihnen von der Versicherung ausgehändigt werden."

„Schelmer Bursche!"

„Wen meinen Sie damit? Den Schiwa? Das wäre ja eine Lästerung. Uebrigens, Herr Bareck, wenn Sie mal Zeit haben, besuchen Sie mich doch gelegentlich mal. Ich habe ein vorzügliches Mittel zur Warzenbeseitigung, das ich Ihnen gern mitteilen werde."

Dann aber beeilte sich Kramm, hinauszukommen; denn Bareck sah so aus, als ob er ihn vor Wut gleich auffressen wollte. Und außerdem mußte der Antiquitätenhändler doch auch noch vor der Mittagspause auf der Bank sein. Um zwei bezaubernde kleine Schecks einzulösen . . nicht wieder. Aber seitdem winkt Meike jedem Schiff. Vielleicht ist es ihr zur Gewohnheit geworden. Vielleicht hofft sie, daß doch einmal derjenige wiederwinken wird, der damals eines unüberlegten Wortes wegen von ihr ging."

Das winkende Mädchen

Skizze von G. W. Sandrock.

Als der „Viking" Nordersand passierte und in die offene See hinausdampfte, stand der dritte Offizier mit einem einzigen Fahrgast auf dem Sonnendeck, denn die anderen hatten sich vor der steifen Brise verkrochen oder bereiteten sich darauf vor, das gute Mittagessen wieder opfern zu müssen.

Da tauchte an Steuerbord als letzter Gruß der rasch hinter den Wellenbergen verschwindenden Heimat der Leuchtturm von Witterup auf. Grellweiß stand er wie ein drohender Finger am wolkendunklen Himmel. Mancher hätte wünschen mögen, daß die Heimat freundlicheren Abschied nahm. So dachte auch der Fahrgast, und deshalb sagte er zu dem dritten Offizier: „Sehen Sie, da drüben vom Leuchtturm winkt eine Frau mit einem weißen Tuch. Sie empfindet wohl das Bedürfnis, den kühlen Eindruck dieses letzten Vorpostens der Heimat durch einen herzlicheren Gruß zu mildern."

Der Offizier antwortete nicht gleich darauf. Denn er sah nach einem anderen Fahrgast, auf den er bisher nicht geachtet hatte, weil der Mann durch ein Nebelhorn halb verdeckt stand und sich jetzt erst rührte. Er schien aber keinen Wert auf Unterhaltung zu legen und sah ein wenig gespannt zum Leuchtturm hinüber.

So kümmerte sich der Offizier nicht weiter um ihn und sagte zu dem Fahrgast neben sich: „Ich weiß nicht, ob die Frau von dem Gedanken beseelt ist, den Sie ihr andichten. Möglich. Doch nach allem, was wir Seeleute von ihr wissen, hat ihr Winken einen anderen Grund. Ich erinnere mich nicht, wer mir die Sache erzählt hat. Solche Geschichten liegen in der Luft, und eines Tages kennt man sie.

Das sind nun an die vierzig Jahre, daß Meike Martens jedem aus- oder einfahrenden Schiff zuwinkt. Fünf Jahre vorher war sie mit dem Vater nach Witterup gekommen. Jetzt hält sie dem Bruder die Wirtschaft zusammen, dort drüben im Turm. Die beiden passen zueinander, denn einer ist so wortkarg und eigen wie der andere.

Bei Meike Martens gibt es eine Erklärung dafür. Die gilt dann auch gleich für das Winken. Da war vor vierzig Jahren einer drüben in Danebüll auf dem Festland, der hatte ein paar Jahre als Leichtmatrose gefahren und half nun dem Vater auf dessen Fischkutter. Manch mal lagen die beiden mit ihrem Kahn stundenlang vor Witterup. Dann winkte Meike Martens. Sie war damals achtzehn Jahre alt.

Um es kurz zu machen: aus dieser Winkerei wurde mehr. In Danebüll hätte jeder darauf gewettet, daß Meike Martens über kurz oder lang Timm Pinkerts Frau würde.

Da kam eines Tages den beiden ein dummes Deern in die Quere. Das war bei einem Tanz in Danebüll. Timm Pinkert hatte Meike Martens dorthin abgeholt und tanzte nur mit ihr. Das Mädchen strahlte, denn Timm war der feinste Kerl in ganz Danebüll. Manche hätten gern mit ihm getanzt, vor allem eine halb Städtische, die Klara Dunn. Und die wußte so lange die Augen zu verdrehen und zu betteln, bis Timm Pinkert die Meike stehen ließ und mit der anderen tanzte.

Der Stadtdeern lag nur daran, mit dem Tänzer zu prunken. Sie hatte keine Ahnung, welches Unheil sie anrichtete. Denn Meike Martens nahm sich die Sache zu Herzen. Sie war ja drüben auf ihrem Leuchtturm so weltfremd geworden, daß sie glaubte, ihr Schatz dürfte ein anderes Mädchen überhaupt nicht ansehen. So lief sie jetzt weg vom Tanz. Sie ließ sich auch nicht halten, als Timm hinter ihr her rannte und alles erklären wollte. Sie fand in dem Augenblick kein gutes Wort für ihn. Da ließ er sie laufen.

Doch am nächsten Tag — das Proviantboot kam gerade nach Witterup — tat der Meike der Trotz leid. Denn da war ein Brief für sie. Darin schrieb Timm Pinkert, so eine Behandlung könnte sich ein Mann nicht gefallen lassen von einer albernen Deern, die keinen Grund zur Eifersucht hätte. Deshalb habe er sich auf einem Salpetersegler anheuern lassen und morgen mit der Ebbe käme die „Anna-Christine" mit ihm den Strom hinunter. Es könnte lange dauern, bis er heimkehre. Vielleicht würde die Meike dann gescheit geworden sein. Auf Wiedersehen! Sehr herzlich war der Brief also nicht.

Die Meike sagte nichts. Sie weinte auch nicht. Doch sie stand am nächsten Tag auf dem Turm und winkte, als die „Anna-Christine" mit vollen Segeln ins Meer hinausfuhr. Sie winkte, weil sie sicher hoffte, dort drüben würde einer antworten. Aber es waren gleich zwanzig auf einmal, die wiederwinkten, und da wußte sie nicht, ob er dabei war, er, den sie am liebsten zurückgeholt hätte.

Damit ist eigentlich die Geschichte von Meike Martens zu Ende. Denn Timm Pinkert kam

Landklar

Kriminalskizze von Max Geißler.

„Na, Klas, wie geiht dat? Hast Du wedderma landklor makt?" fragte ihn einer, während er, kaum gelandet, durch einen lustigen Seemannstag von Sankt Pauli schlenderte.

„Allens klor!" bestätigte Klas — die Koje geräumt, den Papagei bei einer Nachbarin untergebracht, die Brieftasche gefüllt, so gut das gehen mochte . . ah, das ganze lange Remporker Lumpenintermezzo hatte er hinter sich; Klas war wieder ein Mensch geworden, ein anständiger Kerl, landklar, lebensklar.

„Wie war das mit dem Lumpenintermezzo, Klas?" frag ich ihn. Klas setzt sich neben mich auf die Bank, in fröhliche Sonne. „Schweinerei", sagt er, „wenn einem das Leben durch die Finger läuft wie trockener Seesand! — Es war im Oktoberanfang; ein welkes Blatt fiel mir auf die Hände, der Winter gab seine Visitenkarte ab, und ich? Ich war auf der schiefen Ebene. Am Tage vorher hatte ich mir drei große Tageszeitungen besorgt; dahinein winkelte ich meine Beine, denn es war eklig kalt auf der Bank am Hafen, die ich zu meinem Bett ernannt hatte. Klas, sag ich also zu mir selber, es ist Zeit, daß Du Dir für drei Monate eine gesicherte Existenz schaffst! In anderen Wintern hatt' ich das so gehalten — ich ließ mich ins Gefängnis sperren. Die Zeit war da. Und weil der einfachste Weg der beste ist, warf ich eine Schaufensterscheibe in der Fünften Avenue ein und wartete auf Polizisten. Der Skandal war fertig, die Policemen kamen, aber — sie liefen einem schlecht angezogenen Menschen nach, der so rasch wie möglich die Trambahn erreichen wollte! Verdammt, dachte ich, so geht es nicht! Ich trete also in ein Restaurant zweifelhafter Güte, wo die Suppen dick und die Gläser klein sind, esse ein Beefsteak und eine Mehlspeise und erkläre dem Kellner: ‚Geld? Hab ich keins! Was machst Du jetzt, Mensch? Du holst den Policemen?'

‚Ah, bilde Dir doch nicht ein, daß ich Deinetwegen einen Menschen belästige!' sagte er, packt mich beim Kragen und wirft mich auf die Straße. Ich falle mir die linke Gesichtshälfte blutig, stehe auf, schimpfe und dürste mich mit den Händen notdürftig ab. Dann fange ich an zu begreifen, daß die Insel meiner Träume, das Gefängnis, immer ferner rückt. Mit hochgeschlagenem Rockkragen und verbeultem Döschen bummle ich meine Straße lang, da komme ich an einem Tabakladen vorbei. Ein Herr ist hineingegangen, legt seinen Ueberzieher auf eine Truhe, baut Zigarren. Und während er sich eine an dem Flämmchen neben der Kasse anzündet, wisch' ich hinein, raube den Ueberrock und reiße damit aus. Der andere hinter mir her: ‚Haltet den Kerl! Er hat mir meinen Mantel gestohlen.'

‚Dieb? Das wollen Sie mir weismachen. Sie sind wohl nicht ganz klar im Kopfe? Rufen Sie doch einen Polizisten . . ja ja, rufen Sie! Da ist ja einer.'

Der Besitzer des Mantels ist verblüfft. Eine dunkle Ahnung befällt mich: Auch diesmal wird mir ein Unglück begegnen. Auf einmal . . .

‚Na ja', sagt der Bestohlene, ‚so etwas kann ja mal vorkommen, nicht wahr? Ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich habe heute früh im Kaffeehause meinen Mantel verwechselt. Wenn Sie behaupten, dieser hier ist der Ihre, dann behalten Sie ihn einfach. Ich bitte nochmals um Verzeihung.'

‚Na also!'